**Zeitschrift:** Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
**Herausgeber:** Verein Saiten
**Band:** 13 (2006)
**Heft:** 144

**Rubrik:** Kultur

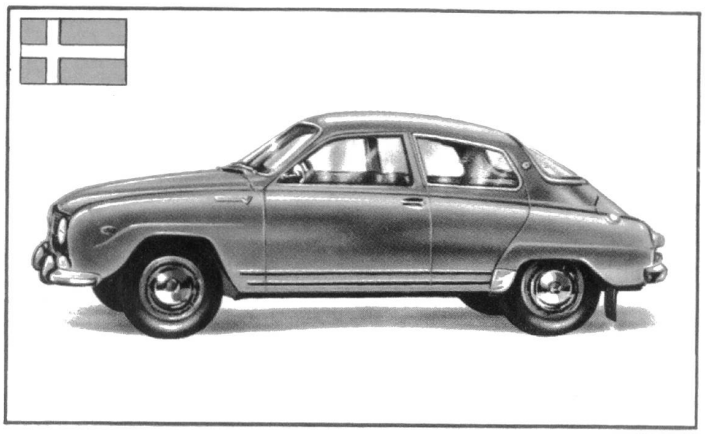
**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

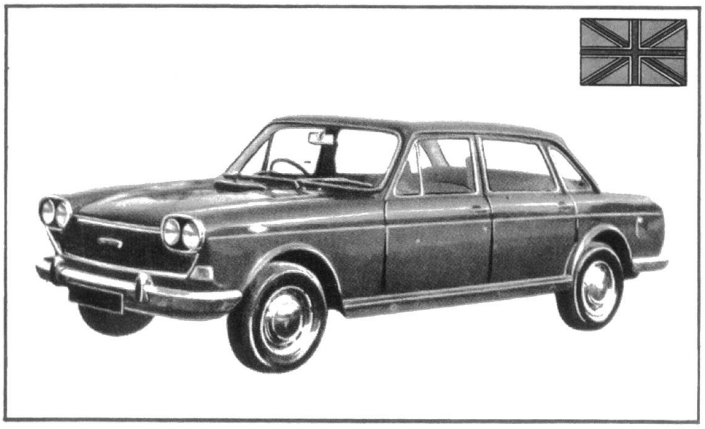
**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

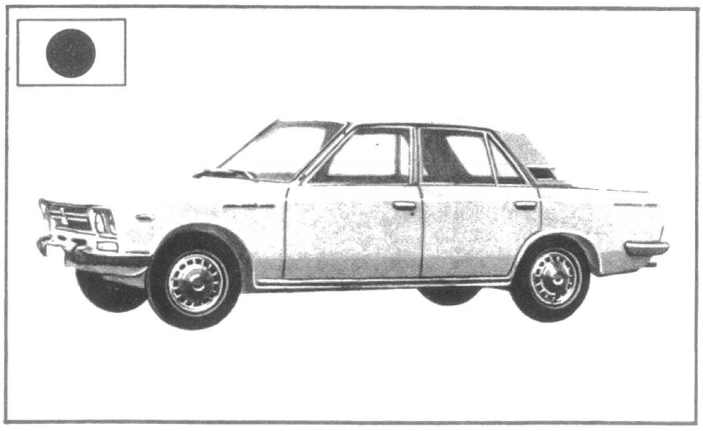
**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

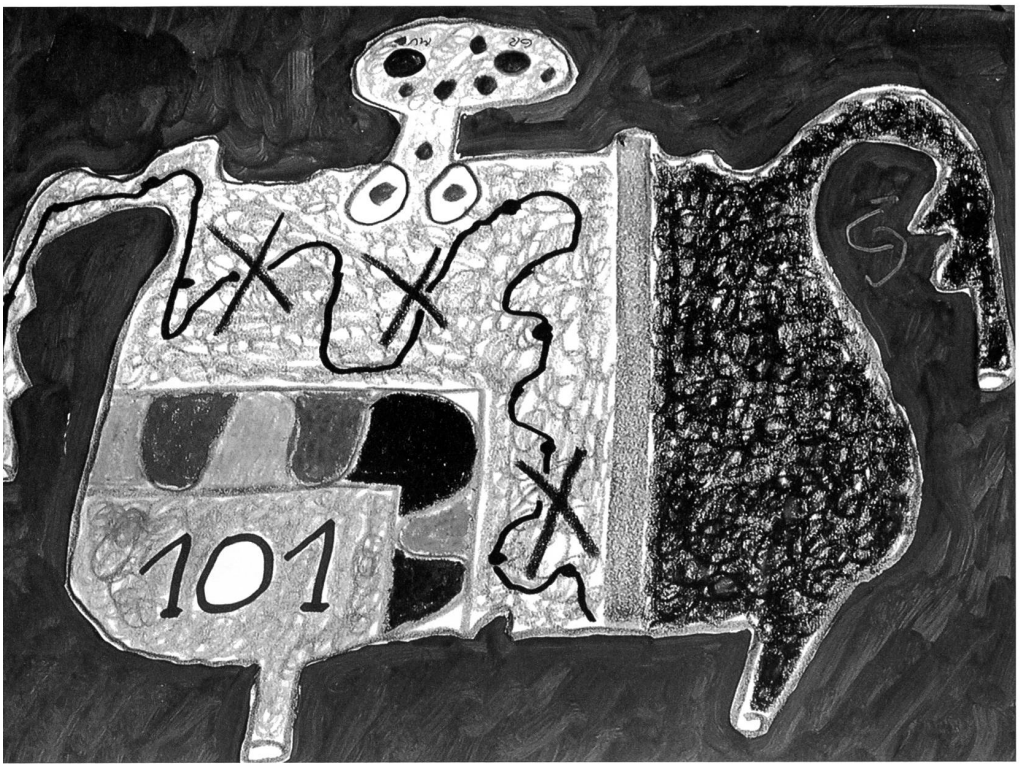






# KULTUR

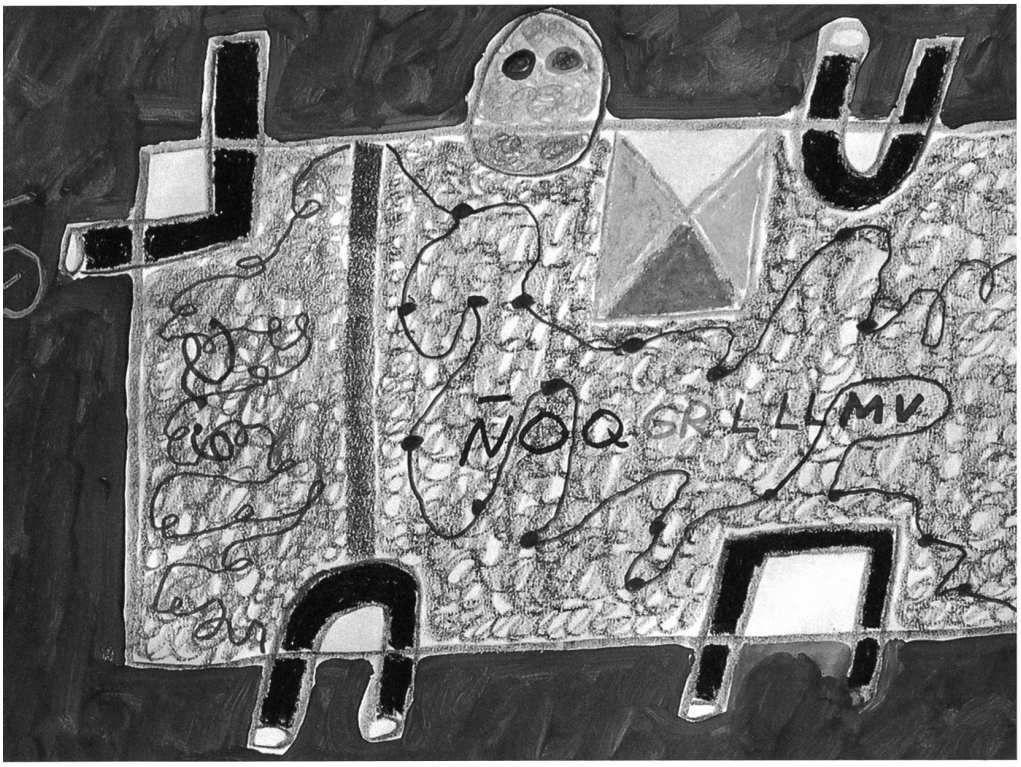
Quelle: Stiftung Charles Pfahlbauer jr.






# 138 MAL TOT

**Wie ein Getriebener malte Ignacio Carles-Tolrà 138 Bilder. Jedes ist einem mit dem Tod Bestraften gewidmet. Im Museum im Lagerhaus wird mit den Blättern ein Zimmer tapeziert.** von Johannes Stieger



In 75 Ländern erlaubt das Gesetz die Todesstrafe. In der Volksrepublik China, Japan und in den USA wird sie regelmässig angewendet. In Amerika selbst setzen seit der Wiedereinführung im Jahr 1977 38 Staaten auf den Tod als äusserstes Mittel. Die USA richteten im Januar 2006 fünf Personen mit einer Giftinjektion hin, zwei davon in Texas. In dem Staat, wo George W. Bush von 1994 bis 2000 Gouverneur war und er 152 Menschen tödlich bestrafte.

Igancio Carles-Tolrà lebt bereits wieder in Spanien, als er von Gouverneur Bushs Daumenrunter-Mentalitiät erschüttert wird. Ignacio Carles-Tolrà kommt 1928 in Barcelona zur Welt. 1960 zieht er aus Katalonien und vor Francos Regime weg nach Genf. Carles-Tolrà nimmt im Büro des IKRK eine Stelle an, wo er vor allem Dokumente vervielfältigt. Ob all dem Leid, das er sieht, spürt er Aggressionen. Seine Wut bekämpft er damit, dass er sich nachts an den Zeichentisch setzt und malt. Er malt bunte, wirbellose Figuren, die sich als Getier und menschenähnliche Fantasiewesen zu erkennen geben. Vögel, Lolitas und Elefanten. Schon früh kommt Carles-Tolrà mit Jean Dubuffet in Kontakt. Dieser sammelt die Werke von Carles-Tolrà und schreibt seinem «Cher ami» Briefe: Votre art est radical.

Carles-Tolràs Freund Dubuffet gilt als prägender Künstler der Art Brut. Diese Kunstart bezeichnet Ausdrucksformen mittels Zeichnungen, Malereien, Stickereien und plastischen Arbeiten, die ausgesprochen unbefangene Wege gehen. Die Künstler bewegen sich abseits des gängigen Kunstzirkus. Sie sind meist Randfiguren, die ohne Bezug zum traditionellen Kunstkontext arbeiten und nicht auf modische Tendenzen schielen. Inhalt und Technik folgen vielmehr einem persönlichen Gestaltungswillen. Sie reden nicht über Kunst, sie machen sie.

1994 zieht der Kettenraucher Carles-Tolrà zusammen mit seiner Frau Maria Victoria, einer Philippinin, zurück nach Spanien, diesmal ins Baskenland. Sie besucht täglich Menschen in Altersheimen und kümmert sich um sie. Er geht in die Gefängnisse und spricht dort mit den Insassen.

### Rotes Zimmer

An der Davidstrasse stehen Peter Schaufelberger und Simone Schaufelberger-Breguet in einem kleinen Raum mit Akustikplatten an

der Decke und einem fleckigen Teppich auf dem Boden. Einige Fluoreszenzröhren fehlen, und die Jalousien sind unten. Peter Schaufelberger hält einen Packen A3-Bögen in den Händen. Sie sind gewellt und haben Gewicht. Die Blätter gehörten einmal zu einem Zeichenblock. Die Löcher für die Ringung sind noch dran, zum Teil ausgerissen. Die anderen Räume des Museums im Lagerhaus, das sich auch den Naiven, den psychisch Kranken, den Getriebenen widmet, wo überhaupt die Outsider der Kunstszene Platz finden, sind chaotisch. Die Ausstellung der Goldacherin Pya Hug wird gerade abgebaut.

Die Schaufelbergers reden mit Eifer von Carles-Tolrà, Freunde seien sie geworden. Solche Ausstellungsräume leben vom Vertrauen, das die Künstler in die Aussteller haben müssen, von der einzigen Möglichkeit, die die Künstler darin sehen, ihre Sachen an die Öffentlichkeit zu bringen. Die Frage stellt sich aber auch hier, ob Kunst erst interessante Kunst wird, wenn ihr ein Label verpasst und sie in einen Galerieraum geräumt wird.

Als in den weiten Räumen Schritte zu hören sind, lässt der Präsident des Stiftungsrats für schweizerische naive Kunst und Art Brut den Packen zu Boden gleiten. Der Raum, in dem wir stehen, soll mit den gewellten Blättern tapeziert werden. Eins nach dem anderen, Kante an Kante, rau und direkt auf die Wand. Die Blätter sind alle tiefrot wie Blut. Auf die Blätter sind kantige und kindliche Figuren gemalt.

138 Blätter umfasst der Packen, es ist die gemalte Antwort von Carles-Tolrà auf Bushs Bestrafungspolitik. Série Bush heisst die Arbeit. Carles-Tolrà malte innerhalb eines halben Jahres für 138 mit dem Tod bestrafte Menschen ein Bild; nummeriert und chronologisch geordnet. Die gezeichneten Figuren sind verzerrt, mehr breit als hoch, die Arme winkeln sich teils hakenkreuzig von den dicken Leibern ab. Die Zahlen der Hinrichtungen sind auf den Bildern nicht immer auf Anhieb zu finden. Sie wollen gesucht werden. Der Raum, jetzt nackt und schäbig, wird rot werden und 138 Figuren werden mit aufgerissenen Augen von den Wänden starren. Die Bilder sind ein Geschenk von Carles-Tolrà an die von Bush Ermordeten.

Ignacio Carles-Tolràs Bilder haben eine Kraft, die nicht durch gestalterisches Können geweckt wird, es sind nicht formale Tricks und Ironie, die Eindruck machen. Es ist die Ernsthaftigkeit und der Wille etwas sagen zu wollen. Seine Kunst entsteht aus Entrüstung und einer Haltung heraus. Er zeichnet nicht um der Kunst willen.

**Museum im Lagerhaus.** Eröffnung ist am 27. März.
Öffnungszeiten: Di-So, 14-17 Uhr. Mit Begleitveranstaltungen zum Thema Menschenrechte und Menschenrechts-Verletzungen.
Mehr Infos: www.museumimlagerhaus.ch

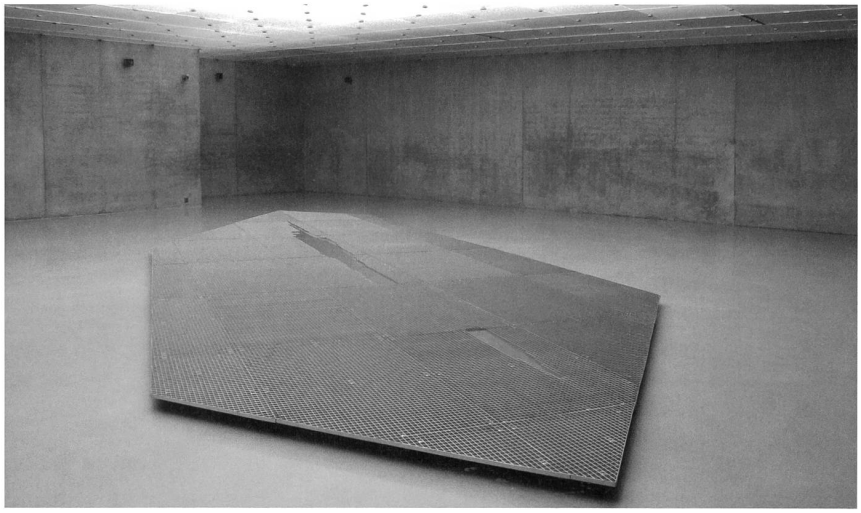
# SCHAUFENSTER

## GEOGRAFIE DES UNERKLÄRLICHEN.

Religion ist Opium fürs Volk. Wie steht es denn mit der Esoterik? Crack sei es, steht auf dem Flyer vom exex. Crack ist aber nicht gerade die Droge der Selbstfinder und Ausdruckstänzer. Vielleicht ist die Esoterik ja langsam im Gangstergetto angekommen. Aber was drängt uns denn eigentlich zur Suche im Innern? Wieso fasziniert das Unerklärliche und Spirituelle? Es bewegt ja nicht nur die lila Gewänder tragenden Menschen mit weichem Händedruck. Plötzlich kommen wieder gestandene Frauen und Männer mit esoterischen Gedanken hervor, erzählen vom Sternenstaub und der Kraft der Farbe. Sind das alles reine Projektionen? Billige Fantasien, sich die Welt zu erklären? Die Macher vom exex machen sich auf, das Unerklärliche zu vermessen, es zu kartografieren. Ob sie wohl offen genug sind, den neuen Messias, Lord Maitreya und andere wilde Propheten zu empfangen? Die geladenen Künstler scheinen es zu sein. Bernadette Abdallah-Sutter aus Niederuzwil arbeitet als Medium. Für die Exexler hat sie sich fotografiert. Auf den Bildern tauchen Figuren auf. Licht und Farben lassen ihre Person verschwinden – Aurafotografien? Nun ja, die Ausstrahlung war ja immer wichtiger als die Krümmung der Nase oder der Schwung der Lippen. Richtig metaphysisch wird es beim Londoner Paul Harper. Mit der Hilfe eines Mediums kontaktiert er tote Rockstars und bittet sie um die Zusammenstellung einer Liste mit ihren zehn Lieblingssongs. Neben Auren und toten Rockern wird es in den Exex-Räumen auch Geister, Mandalas und einen Warteraum in die ungewisse Zukunft zu sehen geben. **(js)**

**exex St.Gallen.** 3. März bis 20. April, Do 9-12 Uhr und 14-17 Uhr, Sa 11-16 Uhr. Vernissage: Do, 2. März, 19 Uhr. Mehr Infos: www.visarteost.ch

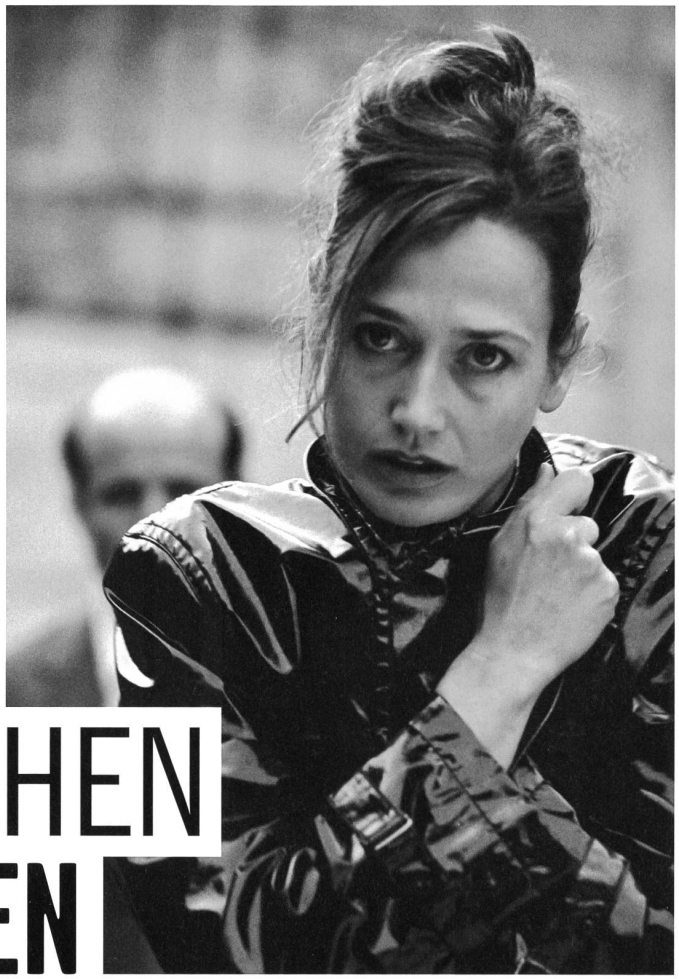




## GEOGRAFIE DES HAUSES.

Mit Jean-Marc Bustamante stellt bereits der dritte renommierte Franzose im Kunsthaus Bregenz aus. Die Wände des Hauses sind glatt. Aalglatt ist auch der polierte Asphaltboden. In den Raum im Erdgeschoss, der trotz aller blanken Oberflächen Wärme ausstrahlt, stellt Jean-Marc Bustamante einen riesigen, rosaroten Tisch. Sechs mal sechs Meter in der Grundfläche und 85 Zentimeter hoch. Kunst so glatt wie das Gebäude. Bustamante präsentiert in Bregenz einen für das Kunsthaus konzipierten Parcours mit seinen neuen Arbeiten aus Metall, Plexiglas, Glas und Farbe. Im ersten Stockwerk dann wird die Glattheit des Plexis durch ein verzinktes Stahlgitter gebrochen. Eine riesige 16 auf 6 Meter grosse Bodenarbeit beherrscht den Raum. Die aus einem Trapez und einer Raute gebildete Fläche aus verzinktem Stahlgitter liegt über orangem Plexiglas und verzerrt die schillernde Oberfläche. Nur in der Mitte liegt das Plexiglas wie eine Wunde offen. Im zweiten Stockwerk wird es kleinteiliger. 19 Plexiplatten hängen an den Wänden. Auch hier arbeitet Bustamente mit Layern. Über dem Plexi sind Stahlplatten montiert, deren Form die darunter liegende Plexiplatte definieren. Noch ein Stockwerk höher geht Bustamente an die Decke: Drei grossformatige Plexiglasarbeiten schweben im Raum. Der Franzose spielt aber nicht nur innen mit der gegebenen Architektur des Gebäudes. Zusammen mit Gilles Conan bespielt er die Fassade mit 200 Leuchten. **(js)**

**Kunsthaus Bregenz.** Bis 19. März. Di-So 10-18 Uhr, Do 10-21 Uhr. Mehr Infos: www.kunsthaus-bregenz.at



# WO DIE MENSCHEN NICHT VIEL REDEN

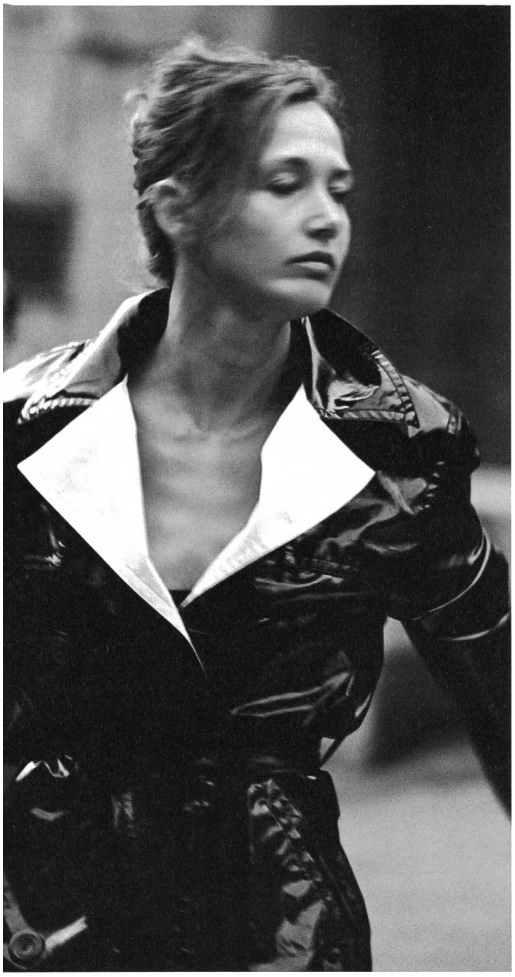
**Bitte warm anziehen! Die Kellerbühne zeigt «Winter» von Jon Fosse als Koproduktion mit der off-Bühne. Damit gelangt in St.Gallen erstmals ein Stück des norwegischen Erfolgsdramatikers zur Aufführung.** von Flori Gugger

Frostig ist es nicht nur an der frischen Luft an diesem Februarnachmittag. Kühl ist auch die Atmosphäre im Gewölbe der Kellerbühne. Was jedoch einzig von den Dialogen rührt, die Karen Bruckmann und der Hausherr Matthias Peter unter der Regie von Rainer Fiedler proben. Jon Fosse ist ein Mann der leisen Töne, und «Winter» gilt gar als sein minimalistischstes Stück. Nicht nur, was die Figurenkonstellation, sondern auch was die Handlung betrifft: ein Mann, eine Frau, vier Szenen zwischen Strasse und Hotelzimmer. Der Mann – verheiratet und Vater zweier Kinder – hat einen Termin in einer fremden Stadt. Er setzt sich kurz auf eine Bank und wird von einer Frau angesprochen. Sie redet unaufhörlich auf ihn ein, bis sie ihm endlich ein knappes «Ja» entlocken kann. Bald darauf zählen für den Familienvater nicht mehr Ehefrau und Kinder, auch nicht mehr die Termine, nur noch die Bank, auf der er wartet, und das Hotelzimmer, auf das er die Frau von nun an bittet.

### Theater wie Musik

Jon Fosse wurde 1959 in einem norwegischen Küstenstädtchen geboren – in einer Gegend, in der die Menschen nicht viel reden. Vielleicht ist das der Grund, weshalb die Figuren in seinen Stücken so schweigsam sind, obwohl sie sich viel zu sagen hätten. Denn so wortkarg Fosses Dialoge sind, so gross sind die Stoffe, um die sie sich drehen. Um Einsamkeit, Eifersucht und immer wieder um das Scheitern der Kommunikation geht es in Fosses kammerspielartig angelegten Stücken. Aus einer finanziellen Notlage heraus hatte der studierte Literaturwissenschafter anfangs der neunziger Jahre begonnen, Theaterstücke zu schreiben. Mit «Der Name», «Da kommt noch wer», «Die Nacht singt ihre Lieder» und «Winter» hat er sich als einer der meistgespielten europäischen Dramatiker der Gegenwart etabliert.

Fosses Sprache ist eine einfache Alltagssprache, karg, rau und doch voller Leidenschaft. Sein Vokabular ist aufs Notwendigste reduziert, jedes bei der Lektüre scheinbar so unbedeutende «Ja» – wovon es in «Winter» zahlreiche gibt – erweist sich bei der szenischen Umsetzung als notwendig. Darin sieht Regisseur Rainer Fiedler die grosse Stärke von Jon Fosse, der als Jugendlicher viel Zeit mit seiner Band verbracht habe: «Fosses Sprache ist von so hoher Musikalität, dass sich Striche im Stück erübrigen, was sonst bei wenigen Dramen der Fall ist.» Dennoch will Fiedler nicht von Texttreue sprechen. Beschränkte man sich darauf, würde eine emotionale Ebene verloren gehen. Vielmehr sei ihm ein genaues Hinhören wichtig. Fosses Text könne man als Partitur lesen. Viele Satzfragmente und Phrasen der Verlegenheit werden von beklemmenden Pausen abgetrennt, in denen die Personen nicht mehr weiter wissen und vor dem Misslingen ihrer Kommunikation resignieren. Diese Pausen richtig zu setzen sei zentral, so Fiedler. «Doch wenn wir uns für eine Pause entscheiden, kann diese ruhig einige Momente dauern.» Ohne Punkt und Komma, nur durch Zeilenumbrüche strukturiert, liest sich «Winter» wie ein langes reimloses Gedicht, geprägt von einem steten Unterton der Melancholie: «Du liebst mich» / «Ja» / «Liebst mich sehr» / «Ja» / «Das geht nicht» / «Doch das geht».



Die Vorgeschichte des Mannes und der Frau bleiben unbekannt.

### Gemeinsame Interessen

Die Schauspielerin Karen Bruckmann und der Regisseur Rainer Fiedler, beides langjährige Ensemblemitglieder des Stadttheaters St.Gallen, machten vor vier Jahren mit einer gelungenen Bühnenadaptation von Schnitzlers «Fräulein Else» erstmals unter dem Namen off-Bühne auf sich aufmerksam. Im Dezember 2003 folgte als zweite Produktion das Julie-Schrader-Programm «Ich fühl mich wie ein Tannenbaum». Matthias Peter schätzt die Textgenauigkeit von Fiedler und Bruckmann sehr, und als er im Sommer 2004 seine Arbeit als Kellerbühnenleiter aufnahm, hätten sich bald Pläne für eine Zusammenarbeit ergeben. Mit «Winter» wurde nun ein Stück gefunden, das auf beiden Seiten auf grosses Interesse stiess. Fosses Stück sei deshalb so einzigartig, meint Peter, weil bei der klar definierten Geschichte, die erzählt wird, alles offen bleibt. «Nur das Hier und Jetzt zählt, die Vorgeschichten des Mannes und der Frau bleiben unbekannt. So wird jeder Zuschauer mit einer ganz anderen Geschichte nachhause gehen.»

**Kellerbühne St.Gallen.** Mi 15. (Premiere), Fr 17., Sa 18., Di 21., Mi 22., Fr 24., Sa 25. März, jeweils 20 Uhr. So 19., So 26. März, jeweils 19 Uhr. Mehr Infos: www.kellerbuehne.ch. Reservationen: Tel. 0901 560 600.

## MITTEN IM NIRGENDWO.

Der eine, Majok, ist 18 Jahre alt, dunkelhätig, ein verträumter Flüchtling aus dem Sudan, der sein Leben noch vor sich hat. Der andere, Jakob, ist 81, ein griesgrämiger alleinstehender Rentner, aktiver Kriegsveteran und alles andere als ein Freund von Ausländern: «Wir haben unsere Heimat vor Fremden beschützt, für das Wohl von Vaterland und Heimat an der Grenze gestanden. Was hat es uns genützt, heute, wo Ausländer von allen Seiten in unser Land drängen?» Zufällig sucht sich Majok eines Nachts ausgerechnet Jakobs Gartenbank zum Schlafen aus. Obwohl der alte Mann den Jungen zunächst schimpfend verscheucht, entwickelt sich zwischen den beiden Männern langsam ein zerbrechliches Band. Trotz aller Gegensätze haben sie eines gemeinsam: Sie gehören nirgendwo richtig dazu. Beide leben gedanklich in ihrer Vergangenheit, trauern ihren verlorenen familiären Verbindungen nach. Sie befinden sich im Niemands- oder Zwischenland – auf Holländisch: im «Tussenland». So heisst Helena van der Meulens Film, der die Geschichte von Majok und Jakob 2001 erstmals erzählt hat. Der Dramaturg Johan Spaans und die Regisseurin

Marie Louise Hinterberger haben diese nun fürs Theater bearbeitet. Das Stück heisst «Zwischenland» und spielt an der deutsch/-schweizerischen Grenze, irgendwo am Bodensee. Es entstand in Koproduktion des Theaters an der Grenze in Kreuzlingen, der Theagovia in Bürglen und des Vereins «Fremde und wir» in Kreuzlingen. **(sab)**

**Alte Schlosserei Kreuzlingen.** Fr 10. und Sa 11. März, jeweils 20.30 Uhr. Reservation: Tel. 071 672 69 69.
**Stadttheater Konstanz, Botzheim.** Do 23. und Fr 24. März, jeweils 20.30 Uhr. Reservation: Tel. 0049 7531 900 150.
**Fabriggli Buchs.** Sa 25. März, 20 Uhr.
Mehr Infos: www.fabriggli.ch.
**Grabenhalle St.Gallen.** Mi 29. März, 20 Uhr. Reservation (Frauenhaus): Tel. 071 250 03 45.

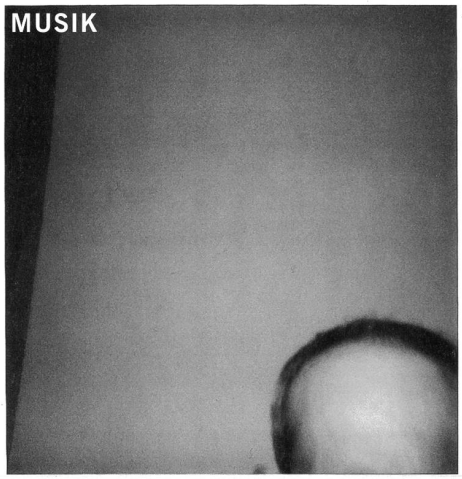
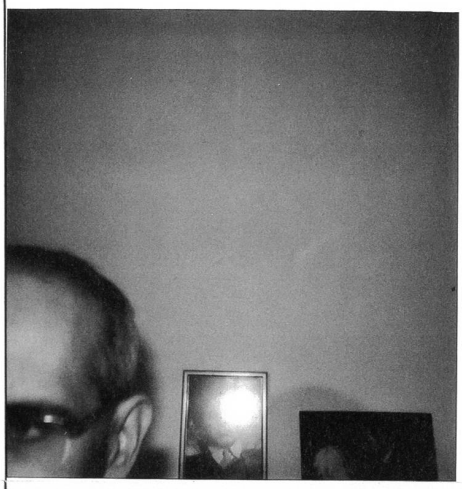


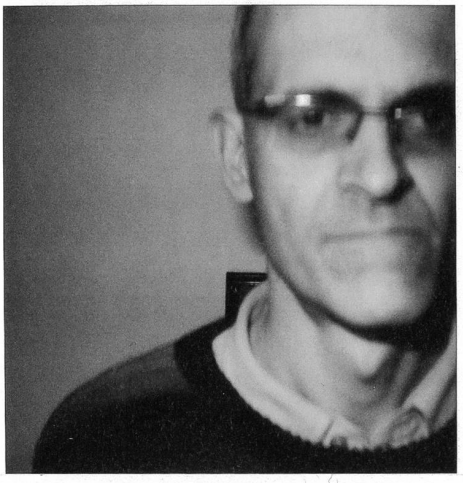
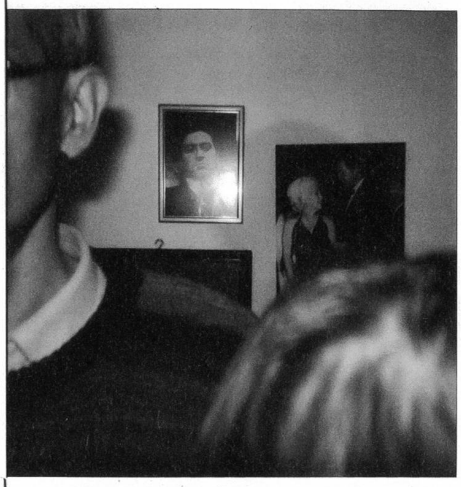
## HART AN DER ZEIT.

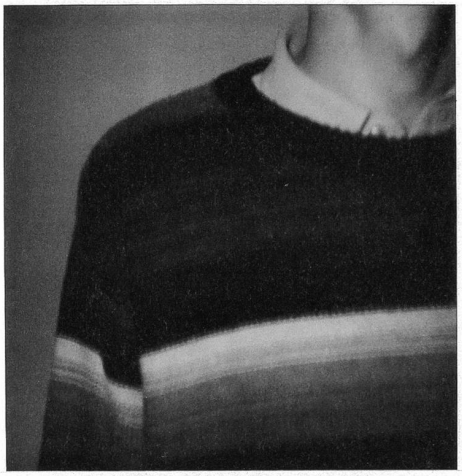
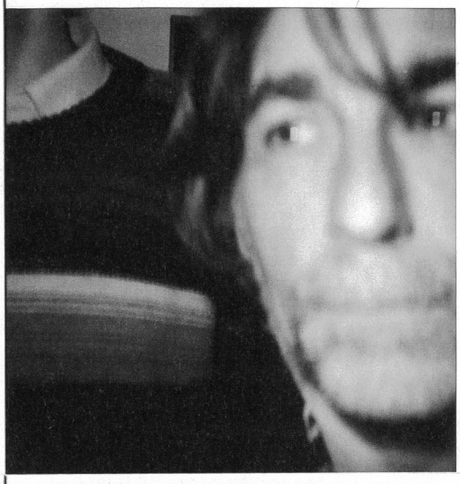
Die Salzburger Autorin Katrin Röggla, Anfang dreissig, schreibt wie wild, und sie schreibt hart an der Zeit. Sie recherchiert im Managermilieu und anderswo. Sie gewinnt Preise zuhauf für ihre kunstvolle und doch alltägliche Sprache des alltäglichen Wahnsinns. Ihr Debütwerk heisst «niemand lacht rückwärts». Daraus hat die Konstanzer Regisseurin Hedwig Huber, die letztes Jahr mit Gesine Danckwarts «Arschkarte» für Aufmerksamkeit sorgte, den Kurztext «Springteufel» geschnappt. Einer, der auffällt. Wer ihn liest, meint, ihn singen zu müssen. Denn Röggla hat ihn hörbar musikalisch strukturiert. In einer «Komposition für drei Sprech- und Gesangsstimmen» will Hedwig Huber «springteufel» nun «plastisch» werden lassen. Dazu arbeitet sie mit der Berliner Komponistin und Sängerin Margarete Huber zusammen, die den Text in eine Art A-Capella-Stück umfunktioniert. Die Sängerinnen sind Almut Krumbach aus Dresden, Susi Wirth aus Solothurn und Elfriede Schläpfer aus Kreuzlingen. Es sind drei starke Stimmen, die Rögglas Gesellschaftskritik von der Bühne schreien werden: «Ständige Infiltration mit medialen Handlungsvorgaben, konfektionierten Lebensentwürfen und verordneten Lebenswegen! Der Mensch als Konsum- und Arbeitssubjekt, das im eindimensionalen Dschungel

der Fernsehserienwelten in Widerstand gegen Identitätszuschreibungen zu treten hat!» Teufelchen, wehrt euch! **(sab)**

**Kehrichtverbrennungsanlage Weinfelden.** Do 30. und Fr 31. März, jeweils 20 Uhr. **Neuwerk Kunsthalle.** Sa 1. April, 20 Uhr. Information und Reservation: Buchladen zur Schwarzen Geiss Konstanz. Tel. 0049 753 115 433.

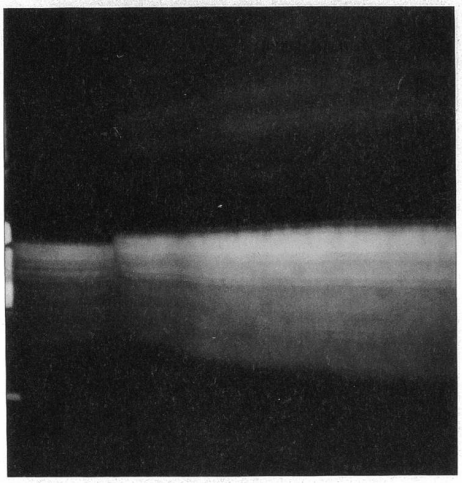
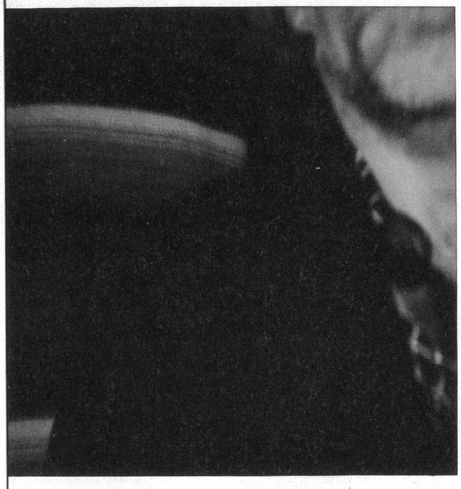



Bild: Schmid&Schoch

# EINE OPER ALS PSYCHOTHRILLER

**Der St.Galler Komponist Alfons K. Zwicker hat aus dem Theaterstück «Der Tod und das Mädchen» des Chilenen Ariel Dorfman eine Oper komponiert. Das Libretto stammt vom St.Galler Daniel Fuchs. Ende März wird die Oper im Gewandhaus in Leipzig konzertant uraufgeführt.** von Philipp Reichen

Der Librettist **Daniel Fuchs** wurde 1959 in St.Gallen geboren. Er war Gründer und redaktioneller Leiter der Literaturzeitschrift Noisma. Daneben trat er immer wieder als Autor in Erscheinung und gründete unter anderem mit dem Komponisten Alfons K. Zwicker den Verein Contrapunkt. Im Jahr 1998 erhielt er einen Förderpreis der Stadt St.Gallen. Seit 1998 arbeitet Daniel Fuchs als Buchhändler.

Der Komponist **Alfons K. Zwicker** wurde 1952 in St.Gallen geboren. Die ersten sieben Jahre in einem Kinderheim aufgewachsen, steht sein Leben seit Beginn in Beziehung mit den Erfahrungen des Fremdseins und der Heimatlosigkeit. Dadurch geprägt, findet Alfons K. Zwicker früh zum künstlerischen Ausdruck als konstruktive Möglichkeit des Überlebens. Er studierte in Winterthur, Zürich und Basel Klavier und Komposition. Seit 1990 konzentriert er sich vor allem auf das Komponieren. Im Zentrum stehen Orchesterkompositionen, wie die Komposition «Vom Klang der Bilder», und das vokale Schaffen. Daneben komponierte er immer wieder auch für die Bühne. Die Opern «Die Höllenmaschine» und «Eine Scheidelinie wird weiter hinausgezogen» wurden in St.Gallen uraufgeführt.

Im Theaterstück wie in der Oper glaubt die Hauptfigur Paulina Salas, die während der Militärdiktatur gefoltert worden ist, ihrem Peiniger aus dieser Zeit wieder begegnet zu sein. Die Protagonistin versucht herauszufinden, ob es sich bei Roberto Miranda tatsächlich um ihren Folterer handelt.

**Haben Sie erwartet, dass ihre Oper derart aktuell werden könnte?**
**Daniel Fuchs:** Nein, anfangs nicht. Der Entscheid die Oper zu machen, liegt schon sechs Jahre zurück. Die Folterbilder aus dem Irak haben bei mir eine Krise ausgelöst. Ich konnte während zwei bis drei Wochen nicht mehr am Libretto arbeiten.

**Ich dachte auch an die neue chilenische Präsidentin Michelle Bachelet, die ein Folter-Opfer des Diktators Augusto Pinochet wurde. Ihr eigener Vater ist während einer Folter an Herzversagen gestorben. Nun ist sie Präsidentin und möchte Pinochet definitiv vor Gericht bringen. Da ergeben sich doch Parallelen zum Opernstoff.**
**D.F.:** Ja, in Chile läuft derzeit der Abschluss der Transgression, der Umverteilung der Macht. Aber in Dorfmans Theaterstück heisst es schlicht und einfach: In einem Land nach einer langen Diktatur: Es könnte Chile sein, aber auch irgendein anderes Land.
**Alfons K. Zwicker:** Was in diesem Stück passiert, kann überall in der Welt und immer wieder geschehen.

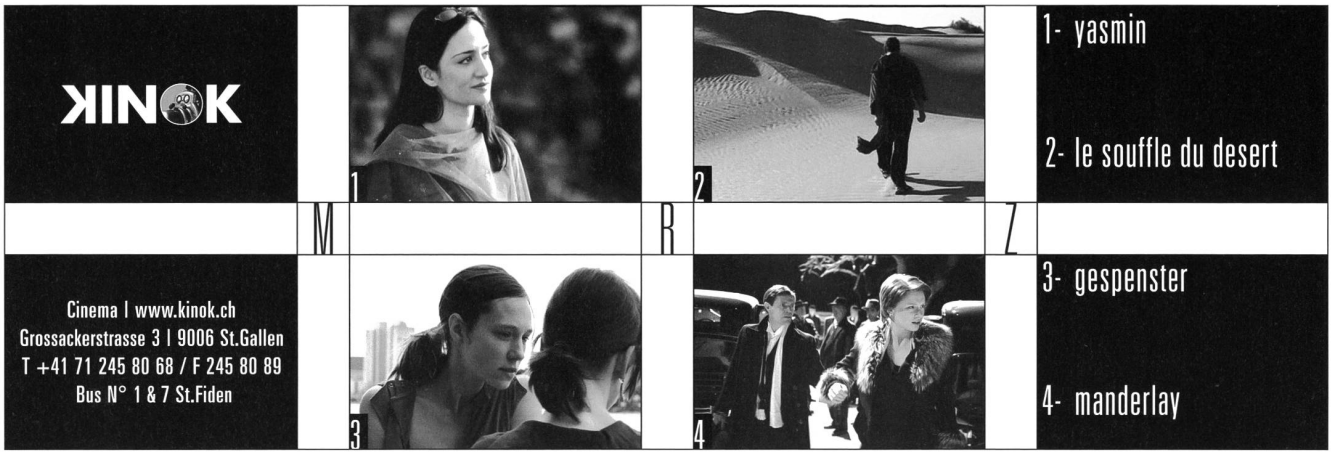
**Wie kamen Sie auf diesen Stoff?**
**A.K.Z.:** Es war ein spontaner Entscheid. Um es mit den Worten des französischen Philosophen Gilles Deuleuze zu sagen: Es war eine «vitale Idee». Ich habe vor dem Fernseher gezappt und per Zufall in Roman Polanskis Psychothriller «Der Tod und das Mädchen» reingeschaltet. Nach 15 Minuten kam mir die Idee zur Oper. Den Film sah ich bis zum Ende. Ich musste ja auf den Nachspann warten, um zu wissen, von wem das Stück stammt. Am nächsten Tag ging ich in die Buchhandlung und bestellte mir das Original. Ich habe das Stück einer Prüfung unterzogen und festgestellt, dass das Stück zum Opernstoff taugt.

**Was verstehen Sie unter Prüfung?**
**A.K.Z.:** Eine der Stärken des Stücks ist, dass die auditiven Prozesse immanent sind. Konkret: Paulina Salas glaubt sich an die Stimme ihres Folterers zu erinnern. Das sind starke Momente, die sich in einer Oper gut umsetzen lassen.
**D.F.:** Sie hat nicht viel mehr als die Stimme zur Wiedererkennung.
**A.K.Z.:** Genau, denn diese Menschen wurden mit verbundenen Augen in den Folterraum geführt. Ihre ganze Wahrnehmung zentrierte sich auf das Gehör.

**Wie lösen Sie das in der Musik?**
**A.K.Z.:** Ich muss diesen auditiven Vorgängen eine kompositorische Gestalt geben. Da ist etwa die Stimme von Roberto. Paulina glaubt, dass er ihr Folterer war. Er aber behauptet ständig, dass er unschuldig ist. Ich fragte mich beim Komponieren: Wie kann ich den Hörer in die Ambivalenz der Stimmwahrnehmung versetzen? Ob Roberto wirklich der Peiniger war, bleibt bis zum Ende offen.
**D.F.:** Sagen wir es so: Sehr wahrscheinlich ist er's. Roberto ist eine sehr ambivalente Figur. In manchen Momenten kann man sich fragen: Ist er nicht auch Opfer?
**A.K.Z.:** Zuerst hatte ich die Idee, mit Elektronik zu arbeiten, um Robertos Stimme zu verfremden. Das habe ich aber verworfen und mich für die Einführung von Chören entschieden. Der Chor als ein Meer von Stimmen, von Opfern, Tätern, Verschwundenen und Angehörigen. Der Chor als kollektive Stimme.

**... der manchmal einfach nur Namen singt.**
**D.F.:** Ich habe beim Verfassen des Librettos viele Dokumente studiert. In einem dieser Schreckenskataloge stiess ich auf Seiten, die nur Namenlisten beinhalteten.
**A.K.Z:** Aus den vokalistischen und konsonantischen Materialien dieser Namen entwickelte ich das Klangbild der Chöre.

**Der Regisseur Roman Polanski hat aus dieser Geschichte einen Psychothriller gemacht. Ist auch Ihre Oper ein Psychothriller?**
**A.K.Z.:** Ja, unbedingt.
Bitte umblättern




**Musikakademie St.Gallen**
Kirchenmusik Klassik Jazz

**klubschule**
**MIGROS**

# Geben Sie den Ton an: Jazzschule St. Gallen.

**Lehrdiplom Jazz** Vollzeitstudium

**Musikpädagogik** Berufsbegleitende Ausbildung

**Nachdiplomstudium Keyboard** Berufsbegleitende Ausbildung

**Musikalische Grundschule** Berufsbegleitende Ausbildung

**Vorbereitung zum Lehrdiplom Jazz und zur Musikalischen Grundschule** Vorkurse

**Anmeldeschluss: April - Aufnahmeprüfungen: Juni - Studiumsbeginn: August**

Bestellen Sie den Prospekt "Musik & Kultur" und melden Sie sich zu einer kostenlosen Beratung an.

**Weitere Ausbildungen der Musikakademie St. Gallen:**
Kirchenmusik (Orgel/Chorleitung/populäre Musik) - Blasmusikdirektion

**Beratung und Anmeldung**
**Musik & Kultur Klubschule Migros**
**Bahnhofplatz 2; 9001 St. Gallen**
**Tel. 071 228 16 00; Fax 071 228 16 01**
**musik.kultur@gmos.ch**

**www.musikakademie.ch**

**Der Name «Der Tod und das Mädchen» referiert auf ein Streichquartett von Schubert. Warum?**
**A.K.Z.:** Das Streichquartett von Franz Schubert ist ein wichtiger Aspekt in Dorfmans Theaterstück. Das hat einen Grund: Während der Folterungen wurde häufig klassische Musik gespielt.

**Der Text ist unheimlich ausdrucksstark, an manchen Stellen schon fast ein Gewaltakt. Hat auch die Musik diese Kraft?**
**A.K.Z.:** Es gibt Momente, die kraftvoll sind. Vor allem ist die Musik aber komplex. Die erste Szene ist eine Art Exposition. Alle Komponenten werden angespielt, aber sie liegen noch im Halbbewusstsein und konkretisieren sich erst nach und nach. Zwischen Sängern und Orchester herrscht selten Kongruenz. Die Instrumentation zeichnet Flucht- und Empfindungslinien, die quasi hinter der Sprache verborgen sind. Durch die zunehmende Konkretisierung der Instrumentalsprache werden die Bedeutungen musikalischer Konnotationen erst in der Retrospektive entschlüsselt.

**Und Schubert?**
**A.K.Z.:** Schubert existiert in Variablen, die auch Verunstaltung, Irreparabelität hörbar machen. Kleinste Motive aus Nebenstimmen arten zu Wucherungen aus. Rhythmische Komponenten verselbstständigen sich. Zeitgleiche Überlagerungen aus allen vier Sätzen, tonale Aspekte in fremdem Umfeld, vertraute Rhythmen gepaart mit fremder Harmonik, entstellte Besetzungen – kurz: Schubert ist überall und nirgends. Nur in dramatisch exponierten Stellen zitiere ich Schubert nahe am Original, fragmentarisch oder permutierend zum bedrohenden sinfonischen Orchestertutti.

**Mit dem MDR-Orchester (Orchester des Mitteldeutschen Rundfunks) haben Sie ein riesiges Orchester zur Verfügung.**
**A.K.Z.:** Es war der Wunsch von Fabio Luisi, dass ich für ein Orchester in grosser Besetzung schreibe. Er hat betont, dass ich der grossen Besetzung Raum geben soll, sofern sich dies mit meinen Konzepten vereinbaren lässt.

**Sie haben eine Oper geschrieben, die vorerst konzertant aufgeführt wird.**
**A.K.Z.:** Eine grosse Oper heutzutage heraus zu bringen, gleicht einem Grossunternehmen. Dazu braucht es mehrere Stationen. Der Weg dieser Oper begann vor sechs Jahren. Die konzertante Uraufführung ist ein wichtiger Meilenstein auf diesem Weg.
**D.F.:** Musikalisch wird die Uraufführung sicher hochkarätig sein. Das MDR-Orchester Leipzig ist ein tolles Orchester und sein Chefdirigent Fabio Luisi ein erstklassiger Dirigent.

**Klang des Schreckens:** Alfons Karl Zwicker: Der Tod und das Mädchen. Oper in 7 Szenen nach dem gleichnamigen Theaterstück von Ariel Dorfman. Libretto: Daniel Fuchs. Sinfonieorchester und Chor des Mitteldeutschen Rundfunks: Fabio Luisi, Dirigent. Ulrike Schneider, Mezzosopran (Paulina). David Pittmann-Jennings, Bariton (Gerardo). David Kuebler, Tenor (Roberto).

**Gewandhaus Leipzig.** Dienstag, 21. März, 20 Uhr.

# REWIND

## TAUFE IN DER HALLE.

Die Frauen an der Kasse meinten: Keine Angst, es sind alle da. Die Halle war locker gefüllt. Und selten hatte es so wenig Rauch in der Luft wie an diesem Abend. Selten war die Stimmung so konzentriert. Selten hörte man so aufmerksam zu. Gar ein Banner mit der saloppen Meldung «Ihr seid Rockstars» wurde in die Luft gehalten. Wobei einer den Verdacht äusserte, der sei noch vom Baschi-Konzert liegen geblieben. Würde einen nicht wundern. Zwei Tage nach der St.Galler WEF-Demonstration war auf dem Bahnhofplatz auch noch immer eine Tafel mit «Hubert, wir bleiben» an einen Baum geklemmt. Gutderdinge blieben lange auf der Bühne. Drei Zugaben spielten sie, ein johlender Grossteil vom Publikum wollte es so. Seit dem letzten Auftritt hat sich einiges getan bei Guterdinge. Und der Bandname scheint nach wie vor treffsicher gewählt zu sein. Gut gelaunt spielten sie ihr Programm wacker vorwärts. Die Songs wurden kürzer, dank sei Olifr M. Guz. In seinem Startrack-Studio masterten und mixten Guterdinge ihre CD. Und der Meister setzte bei allzu ausuferndem Gitarrenriff-Einsatz die Schere an. Gutderdinge waren auf der Bühne so, wie sie sind. Freundlich und nett. Da wird ausser Rock mit einem Flair für die Achtziger nichts vorgespielt. Alle reden immer von authentisch und echt sein. Das war ein authentisches Konzert. Es hat einem vielleicht nicht grad das Leben verändert und das Herz verdreht, aber danach gab es Würstchen. **(js)**

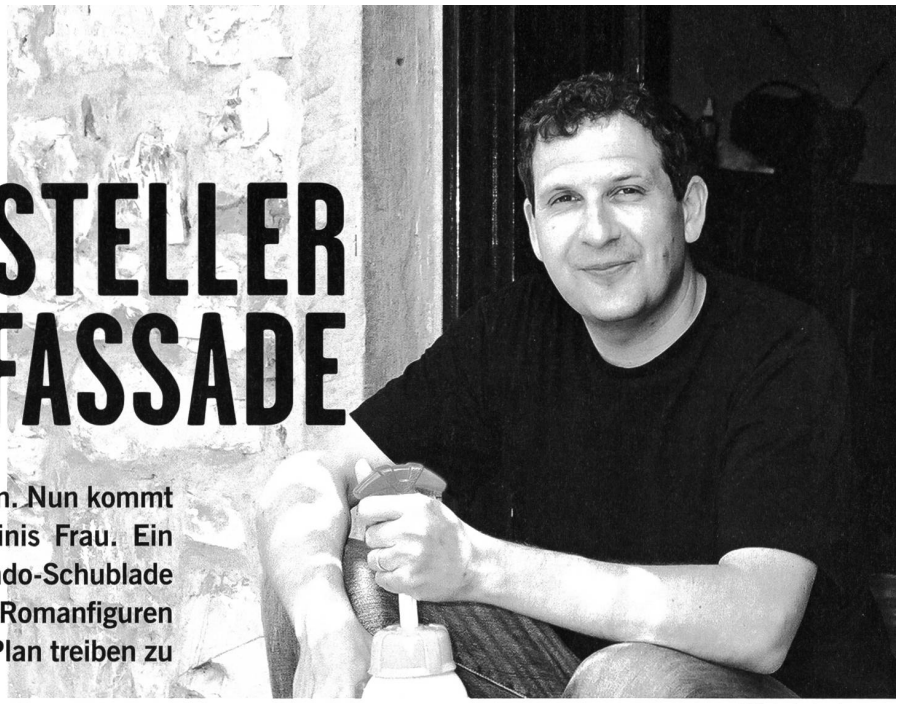
**Guterdinge** spielten am 12. Februar in der **Grabenhalle** St.Gallen.

## TAUFE AUF DEM BERG.

Bei guter Wetterlage sieht man weit herum vom Säntisgipfel aus. Einige behaupten ja, dass man von hier oben den Turm des Ulmer Münsters erkennen könne. Genauso faszinierend sind aber die nah gelegenen Hügel aus der Adlerperspektive. Auf einmal wird einem klar, wie das alles zusammen hängt, die Flüsse, Seen, Täler, Schluchten und Wiesen. Nicht zufällig tauft die Gruppe Titonus ihre neue CD hier oben, im Panoramasaal und zu einer Zeit, da man noch ein bisschen was sehen kann. Tritonus beschäftigt sich – als Gegenwicht zur bekannten volkstümlichen Musik der Schweiz – mit der Erforschung der alten Volksmusik und deren Instrumente. 1991 haben sie «Tritonus – alte Volksmusik in der Schweiz» auf den Markt gebracht, eine viel beachtete Platte mit historisch-wissenschaftlichem Wert. Fünfzehn Jahre lang war die Gruppe mit ihrem riesigen Fundus unterwegs. Nun geht sie einen Schritt weiter. Vier junge Jazzmusiker sind zum Projekt gestossen, und die archaische Tritonus-Volksmusik trifft auf neue Klänge. Entstanden ist eine spannende musikalische Mischung, die das heimisch Vertraute plötzlich auch fremd klingen lässt. – Tritonus liessen sich in ihrem Projekt von der schwedischen Musikgruppe um Ale Moller und Lena Willemark beeinflussen, deren Arbeit den Titel «Nordan» trägt. Dies übersetzt auf das Alpsteingebiet, heisst Tritonus' neue Platte «Alpan»: Altes und Neues, Fernblick und Nahaufnahmen im vertrauten Gelände. **(sab)**

**Tritonus** spielen am 1. April um 17.30 Uhr im Panoramasaal auf dem **Säntisgipfel**. Mehr Infos: www.tritonus.ch

# DER SCHRIFTSTELLER HINTER DER FASSADE



**Sein erstes Buch ist im Saiten-Verlag erschienen. Nun kommt im Ammann-Verlag sein drittes heraus: Santinis Frau. Ein Gespräch mit Giuseppe Gracia über die Secondo-Schublade der Literaturkritik, das Mitgefühl mit seinen Romanfiguren und das Vertrauen, sich beim Schreiben ohne Plan treiben zu lassen.** von Sabina Brunnschweiler

Bild: Antje Gracia



Giuseppe Gracias erster Roman lag schon lange in der Schublade – ohne Glück an unzählige Verlage gesandt –, als Roman Riklin vorschlug, das Buch im Saiten-Verlag zu veröffentlichen. «Riss» (1992) von Giuseppe Gracia ist das erste «Saiten-Buch» überhaupt. Beim zweiten Manuskript ging Gracia gezielter vor. Er las das Buch «Wie veröffentliche ich einen Roman?» und befolgte den Tipp, sich einen Agenten zu suchen. So kam «Kippzustand» (2002) beim Zürcher Verlag «Nagel & Kimche» unter. Für sein drittes Buch erhielt der St.Galler Autor dann bereits mehrere Angebote, unter anderem vom Kölner Dumont-Verlag. «Santinis Frau» ist nun bei Ammann erschienen. Es ist die Geschichte von Sofia, Santini und dem Ich-Erzähler, die irgendwo im Italienerquartier vom eigenen Kino und vom Heiraten träumen, bis Sofia plötzlich aus dem gemeinsamen Leben verschwindet. Noch zwanzig Jahre später ist sie unvergessen. Da taucht eine Frau auf, die ihr ähnlich sieht, und sofort sind sie wieder da, die Gefühle des Erzählers. Nur diesmal sind sie verboten. Denn inzwischen ist sie: Santinis Frau.

Giuseppe Gracia wurde 1967 als Sohn eines sizilianischen Vaters und einer spanischen Mutter in St.Gallen geboren, wo er heute mit seiner Familie lebt.

**Die Literaturkritik versorgt dich in der Schublade «Secondo-Literatur». Was hältst du davon?**

**Gracia:** Das ist oberflächlich. Wer Literatur so beurteilt, engt sich selbst ein. Hinter der Fassade findet man doch immer die Welt eines Menschen, die unauslotbar bleibt. Sich da hineinzubegeben, erst das ist spannend.

**Hat ein Secondo – gerade einer mit zwei Herkunftsländern wie du – nicht einen besonders starken Drang zu erzählen?**

Es gibt Secondos, die den Wunsch kennen, ihre Geschichten loszuwerden. Andere nicht. Genau so geht es auch Schweizern ohne ausländische Vorfahren. Und jetzt? Natürlich haben meine Texte immer irgendwie mit meiner Biografie zu tun. Aber das ist doch banal. Meine Frau hat einmal gesagt, dass die zentralen Figuren in meinen Texten alle das Fremdsein kennen – und daraus ausbrechen möchten. In der Regel geht das aber schief. Sie hat recht. Selber habe ich das aber nicht gemerkt.

**Also doch Fremdsein als Thema?**

Ja, aber das Gefühl bezieht sich nur manchmal und nur zu einem kleinen Teil auf die Nationalität der Figuren. Mich stört es, wenn die Leute nur noch diese eine Schublade sehen wollen. Es liegt in der Logik des Mediensystems, dass man eine Schublade finden muss. Sonst kann man nicht plastisch darstellen. Der Lektor vom Dumont-Verlag, der auch an «Santinis Frau» interessiert war, hat damals zu mir gesagt: «Gehen Sie nicht zu einem Schweizer Verlag. Sonst kommen Sie wieder in die Secondo-Ecke. Ihr Roman ist viel mehr: Es geht um existenzielle Probleme.»

**Aber der Secondo-Begriff ist in Deutschland ja auch ein Thema.**

Ja. Dort spricht man einfach von Generationen. Von der zweiten und der dritten Generation. Wenn ich aber als Schweizer in einem deutschen Verlag veröffentliche, bin ich auf eine andere Art ein Ausländer. Da fällt die Secondo-Sache weniger ins Gewicht. Ich habe mich schliesslich für den Schweizer Verlag entschieden, weil ich dachte: Letztlich liegt es am Feuilleton, wie mein Buch besprochen wird, nicht am Verlag. Und ein Verlag wie Ammann hat sowieso eine internationale Austrahlung.

**Das Milieu in «Santinis Frau» ist demjenigen in «Kippzustand» sehr ähnlich.**

Es ist das gleiche. Natürlich orientiere ich mich dort, wo ich aufgewachsen bin. Da kenne ich mich aus. Wieso soll ich eine Welt komplett neu erfinden? Ich mache ja sowieso eine Fiktion daraus. Ich verlege Schauplätze an andere Orte, verschmelze Orte miteinander und dichte ihnen Dinge an. Und zwar auch ganz bewusst, um Distanz zu gewinnen. Wenn ich keine Distanz habe, ist es tagebuchhaft. Dasselbe geschieht mit den Figuren. Oft sind sie von Menschen inspiriert, die ich kenne. Meist von mehreren gleichzeitig. Und dann werden sie noch umgeformt. Das muss ich sowieso tun, weil ich sonst Hemmungen hätte, die Figuren unangenehme Dinge erleben zu lassen. Ich habe bereits Mühe, den erfundenen Figuren Schmerz zuzufügen. Mir hat weh getan, dass Santinis Frau so leiden muss. Sie ist ein Opfer. Sie ist Projektionsfläche. In der Szene beim Erzähler auf dem Sofa kann sie das einzige Mal ein bisschen reden. Da war ich verführt, sie richtig frei zu lassen. Ihr eine Chance zu geben. Aber das durfte ich nicht. Sonst wäre die Geschichte nicht aufgegangen.

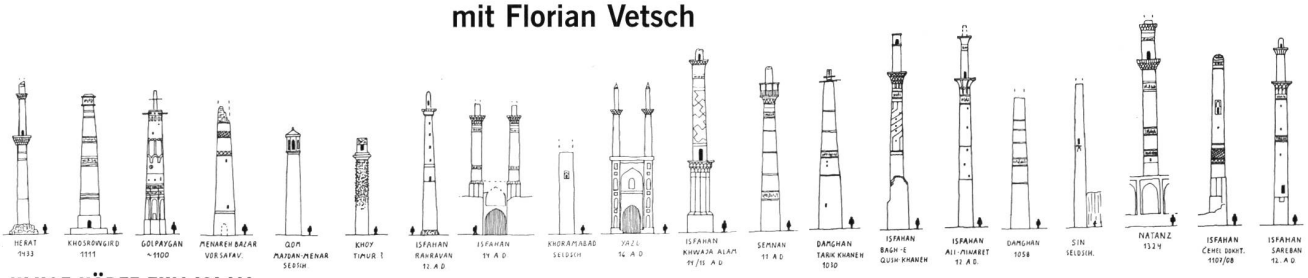
**Du weisst beim Schreiben also von Beginn weg, was am Ende geschehen wird?**

Nie genau. Ich bin überzeugt: Sobald der Autor das Ende genau kennt, weiss es der Leser auch. Bei gewissen Szenen muss ich natürlich den Ablauf im voraus festlegen. Bei andern weiss ich hingegen: Wenn ich mir jetzt nicht Freiraum lasse, lebt der Text nicht auf. Es sind Stimmungen, die ich dann einzufangen versuche. Und nachdem ich den Abschnitt geschrieben habe, rekonstruiere ich ihn und entscheide, was drin bleiben, was weitergeführt werden soll. Was nicht wichtig ist, wird rausgestrichen. Es ist eine Frage des Vertrauens. Wenn du vertraust, dass die ungeplante Arbeitstechnik ihre Logik hat, und du erst nach dem Schreiben nachvollziehst, wo in der unbewussten Arbeit die Logik ist, dann hat das Ganze plötzlich eine Art Traumlogik. Und diese ist stärker, gewaltiger als die Logik, die sich von Anfang an aufbauen lässt.

**Giuseppe Gracia:** Santinis Frau. Meridiane Ammann, Zürich 2006.
Buchvernissage: **Kellerbühne St.Gallen.** Dienstag, 7. März, 20 Uhr.
Giuseppe Gracia liest aus seinem jüngsten Roman.

# LITERATOUR

mit Florian Vetsch




## KLUGE KÖPFE ZUM ISLAM.

In Zeiten, in denen der «Kampf der Kulturen» hüben wie drüben geschürt wird, ist es ratsam, Kulturen zu betrachten, zu studieren, ihre Ursprünge und Entwicklungen zu verfolgen, ihren Reichtum aufzudecken, um das monolithische Bild durch ein differenziertes zu ersetzen. Dies erfordert viel Zeit für mentale und physische Reisen, Zeit, die vielen mangelt. Da ist es gut, wenn kluge Köpfe komplexe Zusammenhänge auf den Punkt bringen können. Dies ist Ulrich Rudolph, dem Islamwissenschafter von der Universität Zürich, mit seinem Abriss über die Geschichte der «Islamischen Philosophie» gelungen. Er rollt sie auf rund 110 Seiten von den Anfängen bis zur Gegenwart auf. Dabei sticht, gerade aus aktueller Sicht, einiges ins Auge. Zum Beispiel, dass Religionen anfangs oft liberaler sind, als dies spätere Engführungen wahrhaben wollen, erst recht, wenn sie sich auf ein angebliches Fundament als einen wiederherzustellenden reinen Anfang beziehen, der so allerdings gar nie existiert hat. Ulrich Rudolphs Darstellung zeigt, dass im Islam eine Aufklärung bereits im so genannten Goldenen Zeitalter stattfand, lange bevor sie in Europa, radikaler und nachhaltiger jedoch, Fuss fassen sollte. Zu dieser glorreichen Epoche schrieb Tahar Ben Jelloun in seinem zu wenig beachteten Buch «Papa, was ist der Islam?»: «Drei Jahrhunderte lang, vom neunten bis zum elften Jahrhundert, war die islamische Zivilisation die höchstentwickelte der Welt, was Fortschritt und Kultur angeht. Heute wird sie leider von Verrückten und Ignoranten für sich in Anspruch genommen und durch den Dreck gezogen.» Die einstige Höhe hat mit einer Diskutierbarkeit der Dogmen zu tun, mit einer Offenheit, die nicht unter Muslimen, aber unter islamistischen Fundamentalisten vergeblich gesucht wird. So wurden im Goldenen Zeitalter unter anderen die Thesen von Abû Bakr er-Râzî diskutiert, etwa, wie Rudolph in seinem Abriss «Islamische Philosophie» ausführt, diese: er-Râzî «ist nun einmal davon überzeugt, dass der barmherzige und gerechte Gott allen Menschen die Fähigkeiten zur Erkenntnis geschenkt hat. Aus diesem Grund hält er es für ausgeschlossen, dass einzelnen Personen zusätzlich ein exklusives Offenbarungswissen zuteil werde. Es gibt demnach, so seine Schlussfolgerung, keine Propheten. Ja mehr noch: Wer für sich in Anspruch nimmt, die Gabe der Prophetie zu besitzen (Mose, Jesus, Muhammad usw.), kann nur ein Betrüger sein. Er täuscht eine Eingebung vor, die er gar nicht erhielt, und schart hinter sich eine angeblich privilegierte Gemeinde. Sie aber hat nichts Besseres zu tun, als mit anderen Gemeinden, die sich ebenfalls im Besitz der geoffenbarten Wahrheit wähnen, Kriege zu führen.» Auch wenn er-Râzîs Thesen auf heftigsten Widerspruch stiessen und der Ketzerei bezichtigt wurden, wurden sie dennoch diskutiert und dadurch anerkannt. Weder wurde Abû Bakr er-Râzî öffentlich verbrannt, noch wurde ihm der Kopf abgeschlagen. Nietzsche hatte wohl recht, wenn er meinte, dass die Höhe einer Kultur sich an dem Widerspruch bemesse, den sie zuzulassen vermöge. Wieviel Widerspruch respektive welche ethischen Einschränkungen erträgt das westliche Gebot der Meinungsfreiheit, könnte man hier auch fragen. Das Hervorbringen, Ausloten und Bearbeiten subversiver Widersprüche ist unter anderem das Geschäft der Philosophie. Der ungleich berühmtere und wirksamere arabische Denker Averroes wollte die Menschen zur Philosophie geradezu verpflichten, als er, wie Rudolph schreibt, klarmachte, «dass der Koran (und damit die Scharia) den Menschen nicht nur empfiehlt, sondern zwingend (wâdjib) vorschreibt, sich mit der Philosophie zu beschäftigen.» Heute jedenfalls könnte eine Beschäftigung mit der islamischen bzw. der westlichen Philosophie zur Beruhigung des von Machtgierigen oder von Ignoranten geschürten «Kampfs der Kulturen» beitragen. Denn es ist, was – das sei hier ausdrücklich vermerkt – noch immer von der grossen Mehrheit der muslimischen und der westlichen Bevölkerung vertreten wird, friedfertiger und damit förderlicher, sich mit Worten als mit Waffen zu schlagen.

**Ulrich Rudolph:** Islamische Philosophie. Von den Anfängen bis zur Gegewart. Beck-Verlag, München 2004.
**Tahar Ben Jelloun:** Papa, was ist der Islam? Berlin Verlag 2002.



## DER WAHRE LAWRENCE.

Zu den Waffen allerdings griff einer, dessen Mythos bis heute weiterlebt: der englische Schriftsteller T.E. Lawrence (1888-1935), bekannter noch unter dem Namen Lawrence von Arabien. Zum Leben und Schaffen dieses energischen Manns hat der Historiker Malcolm Brown 2005 eine eindrückliche Bild-Biographie herausgegeben, die im selben Jahr in deutscher Übersetzung erschienen ist: «Lawrence von Arabien / Bilder einer Legende». In prägnanter Kürze schildert Brown darin T.E. Lawrences Leben von der Kindheit und Jugend an bis zum allzu frühen Unfalltod. Die letzten Seiten des Bandes widmen sich der posthumen Legendenbildung. Das Hauptgewicht aber gehört dem arabischen Aufstand (1916-1918), den Lawrence mit dem Emir Feisal anführte, um, zugunsten der Briten und Araber, die Deutschen und die Türken zurückzudrängen. Malcolm Browns Buch dient einerseits dazu, sich einen Überblick über Lawrences Vita, die einem glühenden, wilden Männertraum gleicht, zu verschaffen, anderseits ist es vor allem eine Augenweide. Denn das reiche Bildmaterial umfasst Karten, Luftaufnahmen, Kunstwerke, Buchillustrationen sowie viele Fotos, welche Lawrence zu einem guten Teil selbst geschossen hat. Dass Brown so viele Fotos von Lawrences Hand ausgewählt hat, trägt wesentlich zur atmosphärischen Dichte des Bandes bei. Er ist Spezialisten genauso wie Laien zu empfehlen, und natürlich allen, welche die unvergessliche Verfilmung aus dem Jahr 1962 mit Peter O'Toole in der Hauptrolle an der tatsächlichen Historie messen wollen.

**Malcolm Brown:** Lawrence von Arabien. Bilder einer Legende. Nicolai Verlag, Berlin 2005.

# WER IST OSAMA?

**Gibt es ein Comeback des politischen Films? Die Leinwand taugt wieder zur Aufarbeitung der jüngeren Geschichte. George Clooney macht es vor. «Yasmin» ist engagiertes britisches Kino – in Locarno mit dem Preis der ökumenischen Jury ausgezeichnet.** von Andreas Kneubühler

«Paki go Home» steht auf dem eisernen Laden eines Lokals, den ein alter Mann im muslimisch langen Gewand hochschiebt. Kurz darauf schallt der Ruf des Vorbeters über Lautsprecher durch die Strassen. Ein alltäglicher Sound für einen grossen Teil der Welt – doch eher ungewöhnlich am Handlungsort des Films: die nordenglische Stadt Bedford. Diese Bilder sind Programm für den Beginn von «Yasmin» des Briten Kenneth Glenaan. Spannung entsteht durch die Schilderung gegensätzlicher Welten. Hier britische Workingclass in der Reihenhaussiedlung, ein paar Strassen weiter pakistanisches Alltagsleben mit tief verschleierten Frauen.

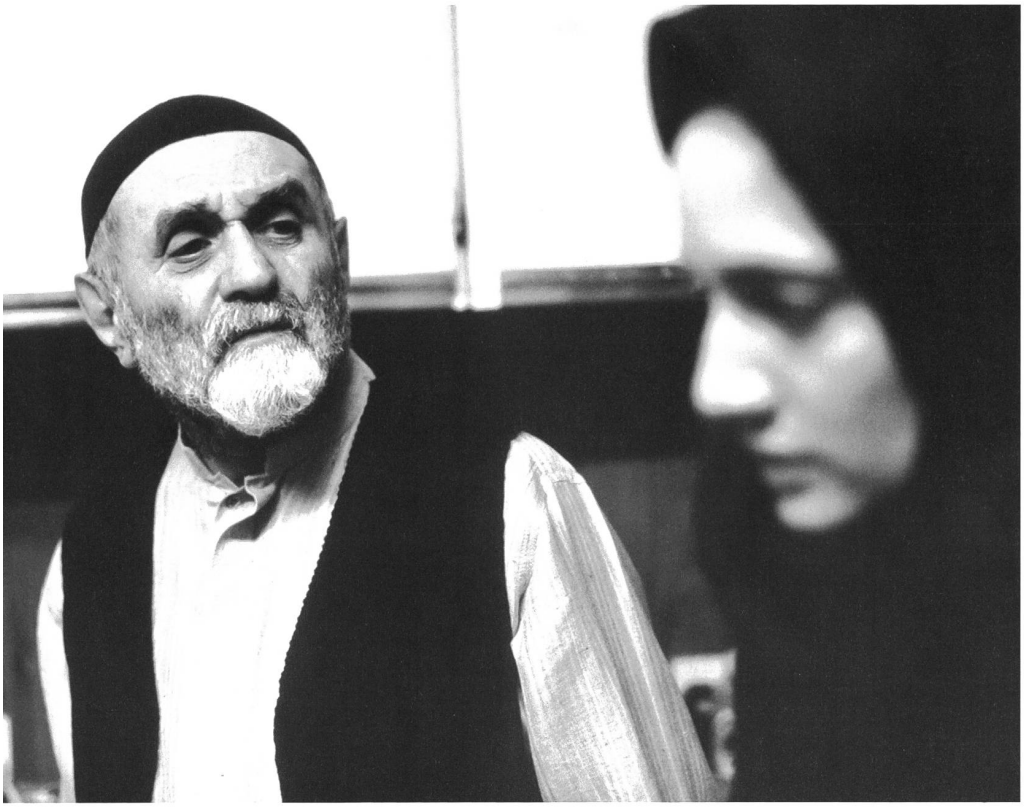


### Mit Kopftuch im GTI

Zwischen diesen Polen pendelt Yasmin Hussein (Archie Panjabi). Ihren täglichen Crossover über die imaginäre Kulturgrenze fasst Gleenan in eine einprägsame Szene: Tief verschleiert fährt Yasmin am Morgen in ihrem Golf GTI los – dem Strassenbild nach könnte es Karachi sein –, hält auf halber Strecke an, und die Metamorphose beginnt: Das Kopftuch verschwindet, das lange Kleid fliegt auf den Rücksitz, sie windet sich in enge Jeans, zeigt Dekolleté. Die CD wird in die Anlage geschoben, und Yasmin braust als westlich-modische junge Frau an ihren Arbeitsort.

Dieser Spagat gelingt auch der quirligen Muslimin nicht ohne weiteres. Beim Betriebsfest muss sie mit allerlei Tricks vertuschen, dass sie keinen Alkohol trinkt. Am Abend nach der Arbeit wird von ihr selbstverständlich erwartet, dass sie für Vater, Bruder und den Ehemann kocht. Wobei Faysal nur ein Gatte auf dem Papier ist. «Hau ab, du Affe», schmeisst ihm Yasmin an den Kopf. Den geistig zurückgebliebenen Pakistani, fast eine böse Karikatur, hat sie nur geheiratet, damit er ein Visum erhält – die Familie will es so.

Kenneth Glenaan schildert die erste halbe Stunde so, wie es man sich von britischen Regisseuren fast schon gewohnt ist. In den Filmschulen der Insel scheint der Besuch der Ken-Loach-Meisterklasse zum wichtigsten Ausbildungspunkt zu gehören. Jedenfalls gelingen auch ihm präzise Schilderungen des Alltagslebens, die ihren Unterhaltungswert durch einen bitterzüngigen Dialogwitz erhalten. Mitgearbeitet hat Simon Beaufoy, Drehbuchautor von «Full Monty», und Glenaan kann auf eine starke Archie Panjabi bauen, die zuvor in «Bend it like Beckham» und «The Constant Gardener« in Nebenrollen geglänzt hat.



Sie bekommen den Krieg gegen den Terror zu sp ren.

### Der Morgen danach

Niemand wäre enttäuscht, wenn der Film auf dieser Schiene weiterfahren würde. Das Familienleben von Yasmin bietet allerlei interessanten Stoff. Zudem entwickelt sich eine Art Liebesgeschichte mit einem etwas temperamentlosen Engländer. Doch dann verändert sich alles. Es ist der Morgen des 12. September 2001, als Yasmin an ihrem Spind am Arbeitsplatz einen Zettel findet: «Yasmin liebt Osama.» Sie reagiert mit einem ratlosen Schulterzucken: «Wer ist Osama?»

Die Wissenslücke wird schnell geschlossen. Bush erklärt vollmundig den Krieg gegen den Terror, Blair zieht nach. Und dies ist kein Gerede am Fernsehgerät. Das wird der jungen Frau bald klar. Rasch schwindet ihr Spielraum für den täglichen Rollenwechsel zwischen Wohn- und Arbeitsort. Flapsige Sprüche der Arbeitskollegen kann sie nicht mehr leichtfüssig kontern. Sicherheitskräfte beginnen mit rigorosen Kontrollen im Quartier. Ins Zentrum der Ermittlungen rückt ausgerechnet der vertrottelte Ehemann Faysal. Und Yasmin verliert endgültig die Möglichkeit, sich im schwierigen interkulturellen Umfeld selber zu definieren.

### Gegen die Machtlosigkeit

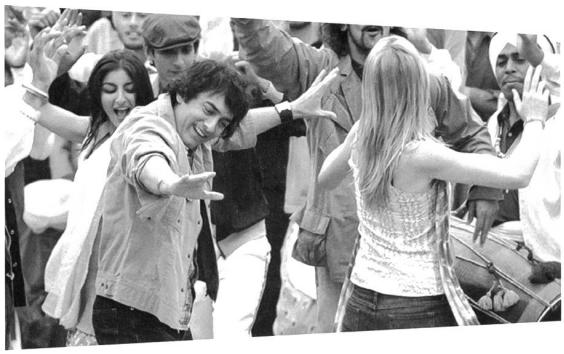
Der Film schildert nun exemplarisch die Folgen des immensen Drucks und der pauschalen Verdächtigung auf eine islamische Gemeinde. Die Konsequenzen sind verheerend: Durch die Repression verlieren die gemässigten Kräfte schnell an Boden. Prediger von extremistischen Gruppierungen bekommen Zulauf. Sie sind die einzigen, die den Jungen das Gefühl von völliger Machtlosigkeit nehmen können. Es kommt zu einer Entsolidarisierung innerhalb der Gemeinschaft. Jede und jeder muss sich entscheiden, auf welcher Seite sie oder er stehen will. Die Auswahl an Rollenmodellen ist allerdings klein: Eigentlich bleibt nur resignatives Erdulden oder heimliches Aufbegehren. Den zweiten Weg wählt Yasmins Bruder, der sich einer fundamentalistischen Gruppe anschliesst.

Hauptthema des Films ist der Mechanismus, wie er nach der übersteigerten Reaktion westlicher Regierungen überall in Europa abgelaufen sein dürfte. Die Bestätigung für die Diagnose des 2004 beendeten Films kam bald: Einige der Selbstmord-Attentäter in der Londoner U-Bahn im Juli 2005 hatten ganz ähnliche Lebensläufe wie der Bruder von Yasmin und sich ähnlich wie die Filmfigur entschieden.

«Yasmin» läuft im März im **Kinok**. Genaue Spieldaten siehe Kalender.

## LARS VON TRIER.

Mit Lars von Triers neustem Film «Manderlay» beginnt das Kinok eine Werkreihe, die Einblick in das äusserst experimentierfreudige und produktive Werk des dänischen Regisseurs gibt. Von Trier zählt zu den einflussreichsten Filmemachern der Gegenwart. Nur ein Jahr nach Abschluss seiner Filmausbildung schaffte er es mit seinem bildgewaltigen Psychodrama «The Element of Crime» ins Festivalprogramm von Cannes. Seither ist ihm die Aufmerksamkeit von Publikum und Kritik sicher. Leichte Kost bot der Däne nie. Sein Werk polarisiert die Zuschauer nicht zuletzt wegen seiner Liebe zum Absurden und seiner tiefen Affinität zur Religion. «Manderlay» beginnt, wo «Dogville» endet. Grace will die Sklaven der Plantage Manderlay befreien, wird jedoch bei ihrer Intervention mit ihren eigenen Fehleinschätzungen konfrontiert. Wie sein Vorgängerfilm setzt «Manderlay» auf Brechtsche Verfremdung und verweigert radikal selbstvergessenes Eintauchen ins Leinwandgeschehen. Im März sind auch die ersten beiden Teile der Europa-Trilogie zu sehen. «The Element of Crime» fasziniert auch heute noch durch seine eigenwillige Bildsprache und seine grosse Experimentierfreude. Bei der Aufklärung einer Reihe von Serienmorden gerät ein Kriminalbeamter immer tiefer in den Sog des Verbrechens, bis er sich schliesslich darin verliert. «Epidemic», eine atemberaubende Mischung aus blutigem Splatter, rauer Dokumentation und augenzwinkernder Fingerübung, erzählt von einem Arzt, der eine todbringende Seuche bekämpft, sie jedoch durch seine Bemühungen erst recht verbreitet. (sm)



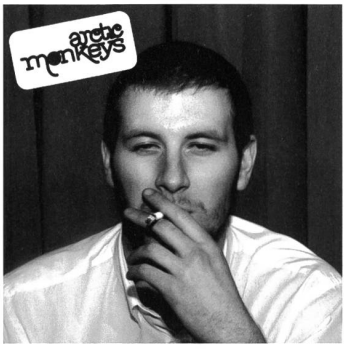
## RANG DE BASANTI.

Eine junge Londoner Filmemacherin stösst auf das Tagebuch ihres Grossvaters, der die indische Unabhängigkeitsbewegung hautnah erlebte. Von seinen Erinnerungen überwältigt beschliesst sie, einen Film über die einstigen Revolutionäre zu drehen. Fünf Studenten übernehmen widerwillig die Hauptrollen. Ihre Pläne zur Selbstverwirklichung sind für sie interessanter als die Rückbesinnung auf eine von Patriotismus und Selbstaufopferung geprägte, angeblich so glorreiche Vergangenheit. Doch als ein Freund bei einem tragischen Zwischenfall sein Leben verliert und die Behörden die Gründe für eine Serie ähnlicher Unfälle vertuschen wollen, beginnen sie sich gegen korrupte Politiker und für ein besseres Indien zu wehren. «Rang De Basanti» – in der Schweiz zeitgleich mit dem indischen Filmstart zu sehen – ist eine anspruchsvolle Bollywoodproduktion, die Korruption und politische Apathie offen anprangert und deshalb bereits im Vorfeld in Indien zu reden gegeben hat. Als frisches, junges und überraschend alternatives indisches Kino gibt der Film einen neuen Stil vor. Neben «Lagaan»-Star Aamir Khan machen die grossartige Musik und die grandiosen Bilder des heutigen und historischen Indiens den Film zu einem Höhepunkt des Bollywoodjahres 2006. (sm)

## GESPENSTER.

Christian Petzold («Die innere Sicherheit») gilt als eines der grössten Talente des deutschen Films. Mit beinahe unheimlicher Konsequenz zieht sich das Motiv des Unbehaustseins durch sein Werk. Seine Protagonisten sind Entwurzelte, Menschen jenseits der Normalität, die darum kämpfen, den Anschluss an das Leben wiederzugewinnen. So auch Nina. Sie lebt in einem Heim und wirkt scheu und linkisch in ihren Bewegungen. Da brechen zwei Schatten in ihren Alltag ein: Die Französin Françoise, die auf Nina das Schicksal ihrer verschwundenen Tochter projiziert, und Toni, eine Diebin ohne soziales Gedächtnis, der Nina begegnet, als diese im Park von zwei Männern beraubt und bedroht wird. «Gespenster», in der Presse mit Antonionis «Blow Up» verglichen, erzählt von Verlust, Einsamkeit und Liebe und verdichtet das Schicksal der drei Frauen zu einer bewegenden Begegnung, deren Flüchtigkeit in Momente grösster Nähe umschlägt. Deren Wege kreuzen sich in Berlin nicht zufällig zwischen Tiergarten und Potsdamer Platz – der kongenialen Seelenlandschaft für eine Handvoll Verlorene. (sm)

Alle Filme laufen im März im **Kinok** St.Gallen. Genaue Spieldaten siehe Kalender.




## ARCTIC MONKEYS.

Eine gute Rezension im «NME» ist für englische Bands schon die halbe Miete. Für die Arctic Monkeys die ganze. Doch schon bevor die pickligen, kurzhaarigen Lads die volle Punktzahl ins Trockene brachten, waren die Kids entbrannt. 3000 Besucher pro Konzert; die Single «I Bet You Look Good On The Dancefloor» Nummer 1 der Charts; Horden von Teenagern, die in der Winterkälte zelten, um eines der ersten Exemplare des Debütalbums zu ergattern. Massenhysterie wie zu Zeiten der Beatles. Auch ich war begeistert, als Ende 2005 die Vorabsingle im «Sounds» in der Heavy Rotation lief. Doch jetzt mit dem Album in den Händen schleicht sich auch Enttäuschung ein. Zu viel erwartet? Nun gut, das dreiste, mit einem knochentrockenen Beat gewürzte und grossartig komponierte «Fake Tales Of San Francisco» ist ein Hammersong! Mit «Riot Van» beweisen die Jungs Talent für Balladen. Ein Song wie «Mardy Bum» hätte auf «London Calling» keine schlechte Figur abgegeben. «A Certain Romance» ist das gewaltige Ende einer guten Platte. Seien wir jedoch bescheiden: Eine musikalische Revolution wie Ende der 70er-Jahre Bands vom Format der Pistols, Clash & Co. werden die Arctic Monkeys nicht anzetteln. Zu «brav» wirkt denn doch vieles der kaum 20-jährigen Sheffielder, um die Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern. Entwicklungsmässig liegt bei den Monkeys noch vieles drin. Ihr Überlebens-Schrei «Whatever People Say I Am, That's What I'm Not» (Musikvertrieb) ist fürs Erste erhört worden.

## CLAP YOUR HANDS SAY YEAH.

Die nächste Erfolgsstory aus Übersee. Oder eine Prosastückli à la «Wie man ohne Plattenlabel zu Weltruhm findet». Müsste erst noch geschrieben werden, dieses Buch. Die Geschichte von Clap Your Hands Say Yeah hingegen haben alle einschlägigen Blätter nacherzählt, weshalb hier getrost von der Musik geredet werden darf. Und die ist im Falle der kauzigen Männer aus Brooklyn, New York, weder langweilig noch vorhersehbar. Sieht man mal von den frühen Talking Heads ab (Sänger Alec Ounsworth hasst den Vergleich mit David Byrne verständlicherweise zutiefst), gibt es keine Brücken zu anderen Bands, welche die Einmaligkeit und den Ausnahmestatus der Musik von Clap Your Hands Say Yeah nur annähernd umschreiben können. Diese Herren musizieren auf einem anderen Planeten. Mischen frühe Sixties-Einflüsse mit dem Pop der 80er-Jahre und klingen schräger und durchgeknallter als die meisten Indie-Fraktionen diesseits und jenseits des grossen Teichs. Die Liebe zu «Clap Your Hands Say Yeah» (Tba) stellt sich vielleicht nicht per Knopfdruck ein. Sind die verschachtelten Melodien aber mal von Staub und Zierrat entkleidet, wird die Liebe tiefer und tiefer. Und einen Song wie «The Skin Of My Yellow Country Teeth» vergisst man vielleicht ein kleines Leben lang nicht mehr.

## TOMTE.

Die Kitschfrage. Die wird in Deutschland immer häufiger gestellt, wenn seine Vorzeigebands neue Platten vorlegen. Das ist nicht nur bei Blumfeld so, sondern auch bei Kettcar und Kante. Machen die unverwüstlichen Element Of Crime Schlager oder Pop? Jetzt also Tomte und ihr aktuelles Opus «Buchstaben über der Stadt» (RecRec). Im Vergleich zum wunderbar zeitlosen Vorgänger «Hinter all diesen Fenstern» kommen die zehn neuen Lieder von Thees Uhlmann geschliffener und produktionstechnisch abgerundeter daher. Der Sound klingt insgesamt radiofähiger. Die ehemals fägigen Indie-Hits und rabaukigen Liebessongs wurden hier zu rahmsaucigen Midtempos. Womit wir mitten in der Kitschfrage stehen. Wenn Thees in der herrlichen Akustiknummer «Auf meinen Schultern» am Schluss singt: «Ich weiss genau was du meinst / in der Essenz eines jeden Moleküls / wenn du singst, bis die Lunge blutet / darüber, wie du dich fühlst», läuten bei manchen Kritikern die Alarmglocken. Authentisch? Ehrlich? Hohles Pathos? Tja, Skrupel, seine Gefühle und Sehnsüchte ohne doppelten Boden und ironiefrei 1 zu 1 in Worte zu fassen, scheint dieser Uhlmann keine zu haben. Dem Distelmeyer von Blumfeld damit nicht unähnlich. Im letzten Song «Geigen bei Wonderful World» legt er dann gleich noch einen Zacken dazu: «Wenn man nur wüsste, woher man kommt / wenn man nur wüsste, wohin es einen unweigerlich führt / und wann du mich das nächste Mal berührst / mit den schönsten Songs der Welt / durch das schönste aller Leben». Nicht alle Tomte-Buchstaben aber zieren Torten. Hinter einem Song wie «New York» klaffen auch Löcher auf. Irrlichtern hinter aller Poesie und Schönheit die Schrecken unserer Zeit.

**«Es leuchten Buchstaben über der Stadt, die mich zum Mann gemacht hat. Und was den Himmel erhellt: eine der letzten grossen Freundschaften der Welt.»**
Thees Uhlmann

## BREITBILD.

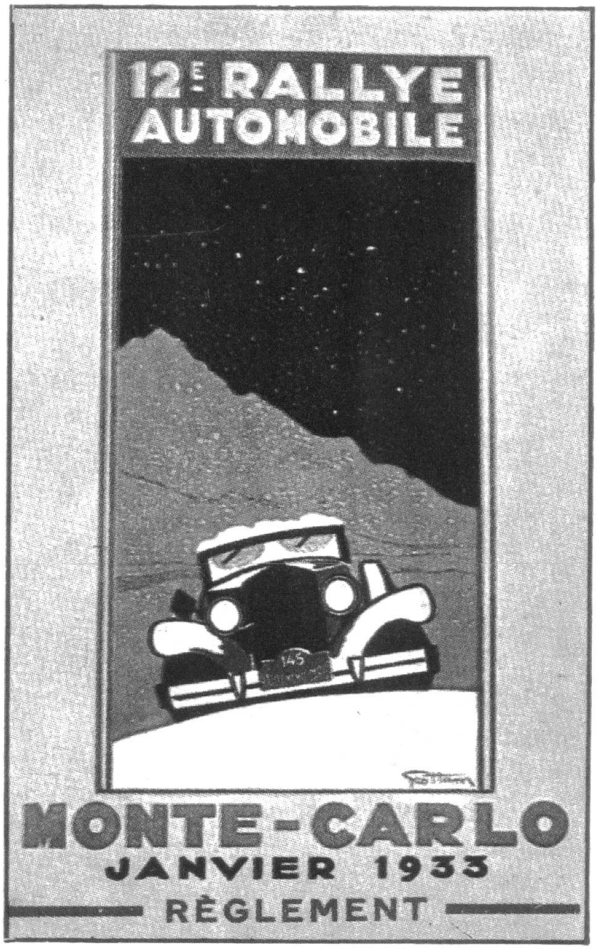
Auch in der Schweiz fusst die Hip-Hop-Szene zu einem guten Teil auf dem Begriff «Competition», zu Deutsch «Wettbewerb». Die genuinsten, glaubwürdigsten Rapper aus Basel, Bern, Zürich und St.Gallen gucken sich dieser Tage um, wenn sie die Bündner Band Breitbild auf den Compi runterladen. Deren zweites Studio-Album «Legenda» (08eins) wird vom Hip-Hop-Marktführer Nation Music grossspurig gehypt, und das nicht zu Unrecht. Ohrwürmer wie «Für 1 hets immer no glangt», «Phätt App», «Schatta Und Staub» und «Angscht Featuring Milchmaa» sind nicht nur textlich stark, sondern haben auch musikalisch so einiges drauf. Dass die Churer dabei behäbiger klingen als ihre CH-Antipoden, macht sie keineswegs unsympathischer. «Uf Üs» ist ein Superbeispiel, wie Breitbild Individuelles mit regionalen Befindlichkeiten und Weltpolitik mischen. 73 Minuten und 18 Songs lang rappen die fünf 20- bis 22-Jährigen auf einem erstaunlichen Niveau. Das nur selten ins Mittelmass abfällt. Und einen Extrastern verdienen sie sich allemal für die subtile und tolle Covergestaltung!

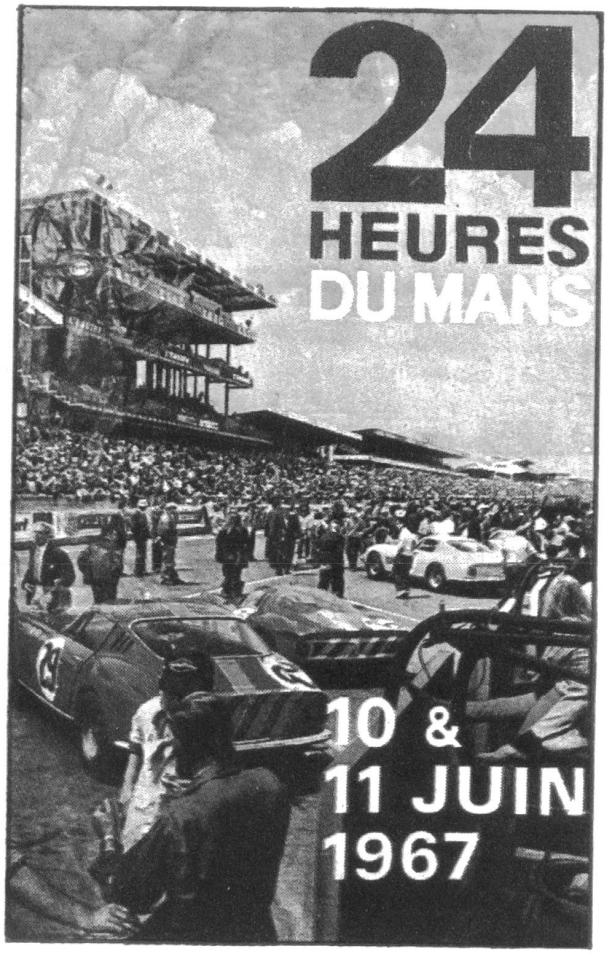
SIEBERS MÄRZ-PODESTLI:

{1} **Elvis Costello & The Attractions** Goodbye Cruel World (1984)
{2} **Tomte** Buchstaben über der Stadt
{3} **Paolo Conte** Parole D'Amore Scritte A Macchina (1990)
{4} **Robert Wyatt** Old Rottenhat (1985)
{5} **Clap Your Hands Say Yeah** Clap Your Hands Say Yeah
{6} **Cabaret Voltaire** Red Mekka (1981)
{7} **Arctic Monkeys** Whatever People Say I Am, That's What I'm Not
{8} **Breitbild** Legenda

**René Sieber,** Autor und Pop-Aficionado, würde gern über die Iden des März fabulieren, sieht dann aber doch lieber einen alten Woody-Allen-Film.

# KALENDER




Quelle: Stiftung Charles Pfahlbauer jr.